

Interview mit Hans-Joachim Frank

Herr Frank, Ihre Wurzeln liegen in der Theaterstadt Meiningen. Ist das Gastspiel Ihres theater 89 zum Grasgrün-Sommerfestival in Meiningen für Sie so was wie ein Heimspiel?

Meine eigentlichen Wurzeln liegen nicht in Meiningen, sondern im nahegelegenen Marisfeld. Dort wurde ich geboren. Mein Vater stammte aus Milz. Meine Eltern zogen später nach Suhl. Aufgewachsen bin ich zwischen Milz, Haina, Römhild und Suhl. Das ist meine Heimat. Meiningen ist meine kulturelle Heimat. Weil das Meininger Theater immer in Suhl im Kulturhaus „7. Oktober“ gastierte. Meine Mutter arbeitete dort an der Kasse, hat Eintrittskarten verkauft und fürs Meininger Theater geworben. Das hat sie 30 oder 40 Jahre lang gemacht. Auch das Naturtheater in Steinbach-Langensbach, das von den Meiningern bespielt wurde, war für mich ein wichtiger Punkt. Dort wanderten meine Eltern mit uns fünf Kindern regelmäßig hin. Die Aufführungen des Meininger Theaters waren spannend, da wurde geritten und es gab abenteuerliche Sachen. Das waren für mich alles große Erlebnisse.

An welche Aufführungen auf der Meininger Bühne können Sie sich noch erinnern?

An die „Antigone“ von Sophokles. Da habe ich das erste Mal mitgespielt, allerdings nicht im Meininger Theater, sondern beim Gastspiel auf der Suhler Bühne. Ich war damals sieben oder acht. In dem Stück gibt es den blinden Seher Teiresias, den spielte der tolle Schauspieler Dieter Jaslauk. Und ich durfte ihn als blinden Seher über die Bühne führen. Während seines langen Monologs saß ich neben ihm an der Rampe, konnte ins Publikum schauen und erhielt Aufmerksamkeit. Das war ein wunderbares Gefühl. Ich habe drei DDR-Mark pro Vorstellung verdient, davon habe ich eins fünfzig gespart und mir für eins fünfzig Wiener Würstchen gekauft.

Die ersten Meininger Aufführungen, die ich gesehen habe, waren „Der fliegende Holländer“ und dann „Die Fledermaus“. Intendant war damals Alexander Reuter, dem dufte ich auch mal die Hand schütteln. Das alles waren für mich zentrale Erlebnisse, die dazu geführt haben, dass ich diesen Schauspielerberuf gewählt habe.

Schon mit 16 Jahren begannen Sie Ihr Schauspielstudium in Berlin. War das damals noch ohne Abitur möglich?

Ja. Ich war in der 10. Klasse an der Erweiterten Oberschule in Suhl als ich mich zum Studium bewarb. Vorher hatte ich lange am Suhler Pioniertheater gespielt, das von dem Meininger Schauspieler Klaus Heidenblut angeleitet wurde. Wir machten vor allem Weihnachtsmärchen und ich bekam immer die Hauptrollen. Heidenblut meinte, dass ich mich an der Schauspielschule, die damals noch eine Fachschule war, bewerben soll. Dann bin ich mit meiner Mutter zur Eignungsprüfung nach Berlin gefahren und habe sie bestanden. Ich war einer der jüngsten Studenten. Aber es gab damals die Auflage, junge Schauspieler an die Theater zu bringen, weil viele Ensembles überaltert waren und junge Rollen nicht besetzt werden konnten.

Als Absolvent bekamen Sie 1974 bereits Ihre erste Hauptrolle. Nicht irgendwo, sondern am Berliner Ensemble den Pawel in Brechts „Die Mutter“. Ein Vollstart ins Leben als Theaterschauspieler. Wie haben Sie ihn erlebt?

Eigentlich war ich damals permanent überfordert. Wenn man aus der Kleinstadt Suhl nach Berlin kam, dann erlebte man dort eine ganz andere Welt. Das Studium ging auch nicht reibungslos ab, im ersten Jahr hatte ich große Probleme. Und vor allem hatte ich großes Heimweh, bin deswegen alle zwei Wochen mit dem Zug nach Hause gefahren. Im zweiten Jahr bekam ich schon Leistungsstipendium, da lief es besser. Und im dritten Jahr war ich schon gar nicht mehr an der

Schule, sondern spielte am Berliner Ensemble in Brechts „Die Gewehre der Frau Carrar“ den José. Ruth Berghaus hatte gerade die Nachfolge von Helene Weigel angetreten. Die hat sich mein Spiel angesehen, danach musste ich nochmals vor dem Ensemble auftreten. Das waren damals noch 80 Schauspielerinnen und Schauspieler. Der Druck war enorm, aber am Ende hatte ich meinen Vertrag für ein festes Engagement am Berliner Ensemble. Als junger Absolvent konnte ich von den älteren Kollegen viel lernen. Das kommt mir bis heute zu Gute.

Neben der Theaterarbeit waren Sie ab 1975 auch als Filmschauspieler tätig. Wo haben Sie sich mehr „Zuhause“ gefühlt, auf der Bühne oder vor der Kamera?

Dass man beides gleichzeitig machen konnte, war schon ein Privileg, das es heutzutage nicht mehr gibt. Wir haben am Theater monatlich im Repertoire so 22 bis 26 Vorstellungen gespielt. Dann ist man nachts in ein Taxi gestiegen und zum Drehort gefahren. Manchmal bis Polen oder bis in die CSSR. Das waren verrückte Anforderungen, aber auch kreative Möglichkeiten. Ich habe unter anderem einen großen Film gemacht, der hieß „Hotel Polan“, ein dreiteiliger Fernsehfilm über eine jüdische Familiensaga, der auch sehr erfolgreich lief. Dafür hatte ich über 100 Drehtage. In dieser Zeit war ich sowohl beim Film als auch am Berliner Ensemble, wo ich dreizehn Jahre engagiert war, Zuhause.

Ihr Debüt als Regisseur gaben Sie 1983 am Berliner Ensemble mit „Die Perser“ von Aischylos, die als Initiative „Schauspieler für den Frieden“ auf die BE-Probephöhne kamen. Da drängt sich die Frage auf, wären in der heutigen Zeit, in der wir alle kriegstüchtig gemacht werden sollen, solche Initiativen nicht wieder notwendig. Wie sehen Sie das als Theaterleiter?

Absolut notwendig. Wobei man auch sagen muss, dass zu DDR-Zeiten die Initiativen für den Frieden von der Parteiführung unerwünscht waren. Wer sich hinstellte mit Schildern wie „Stellt euch vor, sie machen Krieg und keiner geht hin“, galt als Feind gegenüber dem System. Meine damalige Frau, die Schauspielerin Simone Frost, hat das mal an eine Hauswand geschrieben und wir wurden am nächsten Tag von der Stasi abgeholt. Also das war damals eine ganz andere Situation. Dass wir diese Inszenierung überhaupt machen durften, verdankten wir dieser Nische Berliner Ensemble, wo so etwas möglich war und auch gefördert wurde.

Heute haben wir die Freiheit, es kommt keiner mehr von der Partei, um eine Initiative für den Frieden zu verhindern. Trotzdem regt sich an den deutschen Theatern kaum etwas für den Frieden.

So ist es. Im Moment ist die Friedensbewegung nicht sehr stark. Die war in den 1980er Jahren in der Bundesrepublik viel stärker. Wir haben derzeit eine Situation, in der die Leute sehr vereinzelt leben und kaum noch für eine Sache gemeinsam demonstrieren. Und das Theater heutzutage - zumindest das Theater, was in den Feuilletons erscheint - ist entpolitisiert über weite Strecken. Alle wollen nur noch Kunst machen. In der Szene in Berlin - zu der ich nicht mehr gehöre - gilt heute ein Theater, das verständlich und politisch ist, nicht mehr als Kunst. Selbst jemand wie Brecht ist nicht mehr relevant.

Im Frühjahr 1989, also noch vor der Wende im November, haben Sie Ihr theater 89 gegründet. Ein freies Autorentheater in Berlin-Mitte. Was waren die Gründe?

Freies Theater gab es ja nicht in der DDR. Ich kannte es durch die Tournées des Berliner Ensembles. Meine erste ging nach Bergen in Norwegen, wo ich eine freie Theatergruppe aus Schweden wieder traf, die ich noch von der Schauspielschule kannte. Mich faszinierte diese Form des Theaterspiels, die in der DDR aber nicht gewollt war. Ich habe dann 1987 am Berliner Ensemble freiwillig gekündigt und auf große Privilegien wie die Reisen ins westliche Ausland verzichtet. Inzwischen war ich aber schon sehr in der freien Szene aktiv. Habe mit tollen Musikern zusammengearbeitet. Eigene Programme gemacht, beispielsweise einen Kurt-Schwitters-Abend, „Lenz“ von Büchner und so was. Wir sind durch die Jugendklubs der DDR gezogen, das war toll. Ja und dann habe ich am 1. Mai 1989 mein

eigenes theater 89 gegründet. Mit sehr guten Leuten vom Deutschen Theater und Berliner Ensemble. Das war das Beste, was ich in meinem Leben gemacht habe. Weil wir dann, als die Wende kam, mit unserem freien Theater gut aufgestellt und beschäftigt waren, unter anderem mit Stücken von Oliver Bukowski. Wir konnten aufarbeiten, was für mich bis heute der wichtigste Antrieb, Theater zu machen ist.

Wie hat Ihr theater 89 die Wende überlebt und wie finanziert es sich heute?

Gefördert wurden wir die ersten drei Jahren nicht. Aber wir hatten vorher alle mit unserem Beruf gut Geld verdient und wollten einfach erstmal unser Ding machen. Später bekamen wir vom Berliner Senat beste Fördergelder, tauchten in die Westberliner freie Szene ein und bekamen Einladungen und Preise zu renommierten Theatertreffen.

Mit wie vielen Schauspielern haben Sie 1989 angefangen und wie viele gehören heute zum Ensemble?

Anfangs hatten wir zwölf bis fünfzehn Akteure, aktuell sind wir zehn. Mit denen sind wir gerade mit unserem neuen Projekt „Der neue Menoza“ von Lenz durch 24 Städte in Brandenburg gezogen. 2015 sind wir von Berlin nach Brandenburg gezogen, Sitz unseres Theaters ist seither Nordwestuckermark.

Ihr theater 89 arbeitet nicht nur mit Profis, sondern auch mit vielen Laien zusammen. Welches Konzept steckt dahinter?

Das kann man von Brecht lernen. Von den 80 Schauspielern, die er in seinem Ensemble hatte, waren mindestens 50 ohne Ausbildung. Ganz kuriose Typen, die Brecht irgendwo aufgelesen hatte. Er wollte Laien nicht nur etwas vorspielen, sondern Laien durch Selbstspielen Erkenntnisse über die Welt vermitteln. Daraus entwickelte er sein Lehrtheater. Meine Erfahrung ist, dass die Zusammenarbeit von Laien und Profis für beide Seiten von Vorteil ist. Da fällt vieles von internen Theatereitelkeiten weg, kann einfach nicht stattfinden. Das schafft im Ensemble nicht nur ein besonderes Klima, sondern auch besondere Ergebnisse und Erkenntnisse. Ich empfinde es als große Erleichterung und Befreiung.

Kommen wir zu Ihrem bevorstehenden Gastspiel zum Grasgrün-Festival in Meiningen mit den „Fastnachtspielen“ von Hans Sachs. Eine Inszenierung, die bereits 2017 zum Jubiläum „500 Jahre Reformation“ entstand. In diesem Jahr stehen „500 Jahre Bauernkrieg“ an. War das ein Grund für die Wiederaufnahme dieser Aufführung?

Nein. Die Hans-Sachs-Fastnachtspiele habe ich 2017 gemacht. Und 2022 einen neuen Hans Sachs inszeniert mit einem Musiker und drei Profis unter dem Titel „Das Narrenschneiden“. Mit dem kommen wir jetzt auch nach Meiningen. Das Bauernkriegs-Jubiläum war zwar nicht der Anlass, hätte es aber sein können, weil mich diese Zeit interessiert. Zudem passen die von Hans Sachs für seine Handwerksleute in Nürnberg gedachten Fastnachtspiele auch für unsere Aufführungen auf Marktplätzen. Die mittelalterliche Spielweise eignet sich für ein Publikum, das vielleicht zum ersten Mal Theater erlebt. Leute in Alltagskleidung, mit Bier und Bratwurst in der Hand, aber dennoch aufmerksam und interessiert dran am Geschehen. Im Laufe der Jahre haben wir uns ein breites Publikum erspielt, was ansonsten nie ins Theater gehen würde.

Sie sind gerade einundsiebzig geworden. Können Sie sich ein Leben als Rentner ohne Theaterarbeit vorstellen?

Eigentlich schon. Bis dahin möchte ich gern noch zwei Jahre arbeiten, dafür wurde auch schon die Förderung durch das Land Brandenburg zugesagt. Natürlich spüre ich auch, dass die Kraft weniger wird. Ich baue die Bühne auf und ab, an den Wochenenden im Sommer manchmal dreimal nacheinander in verschiedenen Städten. Das zehrt und geht nicht endlos.

Haben Sie schon Pläne für die Zeit danach?

Nein. Aber ich wohne hier wunderbar in der Uckermark mitten auf dem Feld. Mein Sohn hat gerade als Landwirt eine Lehre begonnen. Meine Frau hat eine Wirtschaft mit Hühnern, Schafen und einen Garten. Da gibt es immer was tun.

Interview: Carola Scherzer